Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 11. Posen, den 16. März. 1884.

Der Philosoph.

Erzählung von J. J. Kraszewski.

Autorisirte Uebersetzung von R. L.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Angela blieb an der Schwelle stehen und richtete an ihn eine Frage nach der anderen. Drabczewski antwortete sehr flüchtig, verzog das Gesicht und griff wieder nach seinem Buche, sobald sie das Zimmer verlassen hatte.

Da Angela sah, wie gern er Bücher las, wollte sie ihm gefällig sein, brachte aus dem Nebenzimmer noch etwa zwanzig Bücher und legte sie vor ihm auf den Tisch nieder. Drabczewski fing bald an unter ihnen herumzustöbern und so geriethen ihm wunderbarer Weise die religiösen Schwärmereien Towianski's in die Hand. Er mußte davon schon etwas gehört haben, denn er legte bald alles Uebrige bei Seite und begann in dem Buche zu lesen. Als sein Begleiter nach Hause kam, lag es bis zur Hälfte durchblättert auf dem Tisch.

„Aha! das haben Sie hier gefunden," fragte der Alte, „und was halten Sie davon?"

Drabczewski schien noch zu zögern.

„Sehen Sie," versetzte er endlich barsch, „ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß der heilige Geist, der das diktirt hat, so schreibe wie ein Schüler — und dann .... dann .... hängt eins mit dem Anderen gar nicht zusammen.

Der Nachlaß des verstorbenen Drabczewski war so unangefochten und geordnet, daß sein Erbe nicht die geringste Schwierigkeiten hatte, aber es bedurfte vieler und langer Formalitäten.

Drabczewski saß in dem einen Zimmer eingeschlossen, durchstöberte die Bücher und gab sich, da er in ihnen Nichts fand, ganze Tage hindurch seinen Meditationen hin. Nur, gestand er seinem Begleiter, finde er es hier gar nicht bequem.

Auch die Sorgfalt, mit welcher Fräulein Angela ihn umgab, war ihm lästig. Sie begriff weder diesen Menschen, noch diese Lebensweise und war im besten Glauben freundlich gegen ihn.

Drabczewski, der überhaupt die Frauen mied, und außer der alten, schmutzigen Wirthin nie welche sah, saß immer, wenn Angela da war, wie auf heißen Kohlen, während er sich doch Männern gegenüber frei und muthig fühlte.

„Könnten wir doch nur bald nach Hause," sagte er zu Grzegorzewicz, „ich halte es hier nicht aus. Es ist entsetzlich langweilig .... und dann dies Fräulein. Was sie von mir haben will, daß sie immer hereinkommt?"

Grzegorzewicz lachte.

„Ich bitte Dich, das ist doch nur Höflichkeit von ihr."

„Ach, hole sie ...."

Der Explenipotent hatte in Warschau viele Bekannte gefunden und war sehr froh darüber, und da er seinem Prinzipal durchaus entbehrlich war, blieb er ganze Tage von Hause fort.

Drabczewski war also genöthigt, mit Fräulein Angela zu speisen. Sie suchte ihn zu unterhalten; er hörte zu, aber nur mit Mühe konnte sie ein Ja oder Nein aus ihm herausbringen.

Abends sagte er immer wieder zu seinem Begleiter:

„Fahren wir nach Hause, denn ich verliere hier den Verstand! Wahrhaftig!"

Der alte Herr erwiderte ihm:

„Ei, warum nicht gar! Das ist Alles nichts im Vergleich zur Ewigkeit."

„Und wissen Sie auch, was das heißt Ewigkeit?" fiel ihm gleich Drabczewski in's Wort.

„Und wissen Sie es?"

„Nein, aber ich weiß, daß ich es nicht weiß. Und das will viel sagen. Sehen Sie, lieber Herr, die ganze Weisheit beruht darauf, daß der Mensch wisse, er ist dumm!"

Grzegorzewicz lachte fürchterlich.

„Dazu braucht man sich nicht sehr den Kopf zu zerbrechen," sagte er.

„So glauben Sie," versetzte Drabczewski. Gerade das zu finden ist die höchste Kunst."

Grzegorzewicz fürchtete, es könnte sich ein weitläufiges philosophisches Gespräch entspinnen und brach kurz ab. Die ganze nächste Woche sah der Plenipotent ihn so selten, daß sie kaum ein paar Worte mit einander wechselten.

Grzegorzewicz wunderte sich nur, daß er nach Verlauf dieser Woche das alte „Fahren wir nach Haus" nicht mehr hörte.

Eines Tages, da er ganz unerwartet nach dem Mittagessen in's Zimmer trat, fand er, was er am wenigsten erwartet hatte, Drabczewski noch bei Tisch sitzen; ihm gegenüber Fräulein Angela; sie erzählte unbefangen und er hörte geduldig zu.

Angela ließ sich durch Grzegorzewicz's Ankunft gar nicht stören, Drabczewski aber sprang beschämt auf, als hätte ihn Jemand mit Wasser übergossen.

Nachdem die Tischgenossin sich entfernt hatte, ging er noch lange mißmuthig im Zimmer auf und nieder. Grzegorzewicz trank Kaffee und rauchte seine Cigarre.

Plötzlich trat Drabczewski vor ihn hin und rief aus:

„Sagen Sie einmal, wissen Sie, was ein Weib ist?

Der Alte lachte.

„Sie werden doch schon einmal gehört haben, ein Weib ist — eine Sphinx, ein Räthsel ...." rief er aus.

„Aber wozu ist es?" sprach er weiter mit dem größten Ernst, „es schafft nur Unruhe in der Welt und läßt nicht denken und dann .... spricht es so viel .... viel .... und über Nichts!"

Er begann wieder im Zimmer hin und her zu gehen, ohne die Antwort abzuwarten. Dann trat er wieder vor Grzegorzewicz hin und fragte:

„Waren Sie verheirathet? He?"

„Zwei Mal!" brummte Grzegorzewicz.

Drabczewski fuhr zurück. „Zwei Mal, zwei Mal!"

Nach einer Weile blieb er wieder vor seinem Begleiter stehen. „Ich bitte Sie," sagte er, „die Ehe, was ist die Ehe?"

Die Frage war so gestellt, daß der Alte lange gar nicht wußte, was er antworten sollte.

„Die Ehe," sagte er endlich, „kann entweder ein großes Glück, oder ...."

„Das versteht sich," sagte der naive Drabczewski, „aber was die Seelen betrifft?"

„Wie das?"

„Nun, lassen Sie sich .... wie soll ich sagen, auf einen gemeinsamen Generalnenner bringen? Verstehen sie, durchdringen sie einander, gehen in einander auf?"

Grzegorzewicz zuckte die Achseln und hatte wenig Lust, das Gespräch fortzusetzen. Er wollte aufstehen, Drabczewski aber hielt ihn auf seinem Stuhl fest.

„Haben Sie die Güte, einen Augenblick, ich möchte es gern wissen. Sie haben Erfahrung. Sagen Sie mir . . . .“

Dann verfiel er in Nachdenken und stand so lange da, ohne ein Wort zu sprechen, daß der Plenipotent ungeduldig wurde. Er hatte offenbar mit seinen Gedanken einen so hohen Flug genommen, daß er vergessen hatte, wovon er ausgegangen war. Endlich richtete er seine Augen lebhaft auf den Alten und begann:

„Sagen Sie mir, bitte, wenn uns Jemand irritirt und anzieht, sagen wir ein Weib . . . . ist das ein Zeichen, daß die Seelen sich mit einander verständigen wollen! Denn ich — ich weiß es nicht!“

„Und ich bin schon alt und habe diese Thorheiten längst vergessen!“ sagte Grzegorzewicz unwillig.

„So! Sie nennen das Thorheit! Hm,“ versetzte Drabczewski. „Aber wie unterscheidet man nun, ob das, was uns zu dem Weibe hinzieht, die Seele ist, ob . . . . Thorheit.“

Der Alte begann zu lachen. Drabczewski nahm das durchaus nicht übel und begann mit großem Ernste in gemessenem Schritt im Zimmer hin und her zu gehen.

„Die Sache liegt so,“ begann er halb zu sich selber, „ihr haltet die größten Geheimnisse für Thorheit, und wirkliche Nichtigkeiten haben in Eueren Augen den größten Werth.“

Da Drabczewski sah, daß Grzegorzewicz das übel aufnahm, stürzte er auf ihn zu und bat ihn um Verzeihung.

„Mein Wort! Das entfuhr mir nur so. Ich sagte das nur allgemein.“

Damit schloß das Gespräch an diesem Abend.

Der Plenipotent war recht froh über seine Warschauer Reise, denn er unterhielt sich hier sehr gut und blieb, da ihn sein Original von Prinzipal langweilte — wenn er von ihm sprach, zeigte er nur mit dem Finger nach der Stirn — ganze Tage in der Stadt. Oefter fand er, wenn er nach Hause kam, Drabczewski mit Fräulein Angela bei Tische; sie war jetzt weniger zurückhaltend, heiter, schien mit Herrn Adam viel freimüthiger umzugehen — als wäre sie dessen gewiß, daß er ihr das nicht übel nehme.

Eines Tages fand ihn Grzegorzewicz — vor dem Spiegel. Das war etwas so Außerordentliches, daß er Anfangs ganz starr wurde, dann aber brach er in lautes Gelächter aus.

„Was ist Ihnen eingefallen?“

Nichts, nichts,“ versetzte Drabczewski ruhig. „Ich wollte mich nur überzeugen, wie ich aussehe. Nun, ich werde grau, ich werde alt . . . . und gestern wollte mir Fräulein Angela beweisen, ich sei in der Blüthe der Jahre.“

„Fräulein Angela!“ fiel Grzegorzewicz ein, „ich sehe, sie hat Sie ganz zahm gemacht.“

„Gewiß, der Wunsch, dieses Geschöpf zu ergründen, das sich Weib nennt, das ein menschliches Wesen anderer Art ist und seine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten hat — regt mich zur Erforschung an.“

„Sehen Sie nur, daß . . . .“ — der Plenipotent lachte auf — „daß diese Forschung Sie nicht allzusehr mitnimmt?“

Drabczewski versank in Brüten.

„Aber nein,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „ich bin alt und habe eine andere Mission. Was, glauben Sie, ich könnte heirathen?“

„Ich würde für Sie fürchten.“

„So! warum?“

„Sie haben sich ein wenig verspätet.“

„Nun, wenn es aber Personen giebt, welche finden, ich sei in der Blüthe der Jahre?“

Grzegorzewicz brach nach dieser Frage, die ihm viel zu denken gab, das Gespräch sofort ab.

Da er ein Menschenkenner war, besorgte er wirklich, der arme Kauz könnte sich umgarnen lassen. Fräulein Angela war ihnen Beiden fremd, sie kannten ihre Vergangenheit nicht. Der Plenipotent, dem der Kanonikus die Obhut über diesen unmündigen Graukopf anvertraut hatte, begann daher noch an demselben Tage Erkundigungen einzuziehen.

Ein Rechtsanwalt, zu welchem er Beziehungen hatte, konnte ihm am besten Auskunft geben; er kannte das Fräulein seit vielen Jahren.

„Was soll ich Dir über das Fräulein sagen, sie ist ein braves, wirthschaftliches Mädchen, man kann ihr Nichts vorwerfen; aber sie hat die Gabe, die Menschen beherrschen zu wollen. Der Verstorbene stand ganz unter ihrem Pantoffel, und es unterliegt keinem Zweifel, wenn sie einmal heirathet, so wird sie mit ihrem Mann umspringen, wie sie will.“

Ganz ebenso urtheilten die Anderen, bei denen der Plenipotent Erkundigungen einzog. Sie sagten Alle einmüthig, das Mädchen sei brav, arbeitsam, redlich — aber energisch, trotz der äußerlichen Sanftmuth.

Den besten Beweis dieser Energie und Beherrschungsgabe hatte sie jetzt bei Drabczewski bewiesen, der ihr nicht widerstehen konnte. Es drohte offenbar eine Gefahr, Angela kleidete sich von Tag zu Tag sorgfältiger zu Tische an, und Drabczewski befolgte ihre Rathschläge in vielen Dingen, an die er früher nie gedacht hatte.

Sie brachte immer gute Laune zu Tische mit, und was noch merkwürdiger war, wenn Drabczewski in seine philosophischen Halluzinationen verfiel und sich mit seinen Auseinandersetzungen an sie wandte, verstand sie, so fern ihr auch der Gegenstand lag, über den er sprach, ihm so geschickt zu antworten, so aufmerksam zuzuhören — als legte sie diesem Blödsinn das größte Gewicht bei.

Der Aufenthalt in Warschau dehnte sich ziemlich lange aus.

„Wissen Sie,“ sagte eines Abends Drabczewski zu dem Plenipotenten, „dieses Fräulein Angela . . . zwar ein System hätte sie gewiß nicht erfinden können, aber wie sie begreift, wie sie eindringt . . . . ich sage Ihnen, aus ihren Augen spricht viel Intelligenz.“

„Sie beschäftigen sich zu viel mit ihr,“ warf Grzegorzewicz ein.

„Wie sollte ich nicht? Ich bitte Sie, ein solches Problem! Ich lerne . . . . ich lerne viel . . . . ich hatte gar keine Vorstellung davon, was ein Weib ist.“

„Nun, ich gebe zu, daß es eine passive Intelligenz ist — verstehen Sie mich — aber was in der Welt ist denn selbstständig thätig? Hm? Wir Alle bestehen aus dem, was, ich weiß nicht, wie viele Jahrhunderte erarbeitet haben. Nicht ein einziger eigener Gedanke ist in uns, ja, nicht einer! Von Resten, von Vorrath leben wir.“

„Eine große Aufnahmefähigkeit . . . ist so viel wie Genie! verstehen Sie mich?“

„Ich verstehe so viel, daß, wenn Sie heil und unabhängig nach Stepan zurückkehren wollen, Sie bei Zeiten aufhören sollten, die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Wesens zu erforschen.“

„Da haben wir's!“ rief Drabczewski aus. „Alles nehmt ihr oberflächlich, von einem niedrigen Standpunkt, wo es sich doch — um die höchsten Ziele handelt! Bei Ihnen, lieber Herr Grzegorzewicz, ist das Alles Unsinn — und es handelt sich doch um die wichtigsten Aufgaben des Lebens und der Philosophie.“

Der Plenipotent zuckte die Achseln.

„Unsere Geschäfte,“ sagte er, „werden morgen erledigt sein. Nichts hindert uns, nach Hause zu fahren. Sie sagten mir, als wir herkamen, Sie würden das Haus vermiethen und das Geld bei einer Bank unterbringen; ich habe mich danach gerichtet.“

Drabczewski stand in Gedanken versunken da. Man mußte annehmen, er überschaue sein vergangenes Leben, vergleiche es mit der Gegenwart . . . . und schwanke in seinem Entschluß.

„Nun, darüber sprechen wir morgen,“ schloß er. „Gewiß müssen wir nach Hause, denn wenn Gregor so trinkt wie immer, mag da Alles bei mir d'runter und d'rüber gehen.“

Am nächsten Tage saßen sie wieder zusammen bei Tische. Grzegorzewicz war nicht da.

„Wissen Sie, Fräulein Angela, daß wir in diesen Tagen nach Hause fahren,“ sagte Drabczewski. „Wir müssen nach Stepan.“

„Und warum müssen Sie das?“

„Eigentlich, ein Muß ist es nicht — aber was soll ich

hier machen, ich denke hier wenig und kann viele begonnene Dinge nicht zu Ende bringen. Aber ich will davon nicht sprechen, das ist — langweilig.

Angela sah ihn an.

„Mir ist nie langweilig," sagte sie.

„Das ist ein Zeichen gesunden Sinnes," versetzte Drabczewski, „sehr gesunden."

Sie dankte ihm mit einem Lächeln.

„Aber hier," setzte sie hinzu, „könnte man, wenn man sich das Leben einrichtet, so gut denken, wie auf dem Lande. Es giebt hier sogar mehr Gegenstände zum Nachdenken und ihre mannigfachen . . . ."

„Verhältnisse, ja ja, Verhältnisse," rief Drabczewski lebhaft. „Sehen Sie, in der Welt ist Alles ein Verhältniß, eigentlich giebt es gar nichts, als das Verhältniß. Darin liegt das Geheimniß des Lebens. Haben Sie einmal Etwas gehört von . . . . Atomen?"

Angela blickte zu Boden und brummte ein paar undeutliche Worte.

„Das ist eine überaus interessante . . . Hypothese . . . Gewiß nur Hypothese . . . . aber es steckt in ihr ein Fünkchen Wahrheit."

„Ueber diese interessanten Dinge würden in Warschau gewiß Viele gern mit Ihnen sprechen und Ihre Ansichten hören," sagte Angela nach einer Pause.

„Gewiß," sagte Drabczewski in Gedanken.

„Sie könnten sich hier ganz nach Ihrem Belieben einrichten. Bequem, bescheiden, zurückgezogen, wenn Sie wünschen."

„Ohne Zweifel!" sprach Drabczewski mechanisch.

Es trat eine lange Pause ein, und der hereintretende Ruhestörer Grzegorzewicz verscheuchte Fräulein Angela.

Er theilte mit, daß Alles zur Abreise bereit sei, er bitte aber, wenn das seinem Prinzipal nicht unangenehm wäre, noch um zwei Tage, da er gern in's Theater gehen möchte zu Halka, die man übermorgen spiele.

Seit seiner Schulzeit, wo er eine kleine Provinzialtruppe gesehen hatte, war Drabczewski nicht im Theater gewesen. Er war auch nicht neugierig. Er meinte, dort gäbe es für ihn Nichts zu studiren. Von einem Bühnenstücke hatte er gar keine Ahnung. Das zählte bei ihm gar nicht mit, er betrachtete das wie eine Fata morgana, die Alles schwächer wiederspiegele, farblos, formlos.

Er hatte also noch zwei Tage dieses Lebens vor sich, in das er sich allmälig hineingewöhnt hatte und das er nicht unerträglich fand.

„Das ist es eben," begann er am folgenden Tage zu Grzegorzewicz, „das ist das Schlimmste von Allen, ich habe mich hier gewöhnt, anders zu essen, mich anders zu kleiden. Wir müssen fort, sonst wird das ein Bedürfniß."

Er wollte nicht eingestehen, daß er ein anderes Bedürfniß weit mehr fürchtete.

Unter verschiedenen Vorwänden zog sich die Rückreise noch einige Tage hin. Grzegorzewicz lief noch am Abend vor ihrer Abreise in der Stadt umher, Besorgungen zu machen, und wunderte sich nicht wenig, als er bei seiner Heimkehr noch keine Reisevorbereitungen bemerkte und den altfränkischen Koffer, den sie vom Kanonikus geliehen hatten, ganz ohne Inhalt auf dem Boden liegen sah.

Drabczewski ging bewegt, unruhig, schweigsam von einem Zimmer in das andere. Man merkte ihm an, er bereite sich auf einen entscheidenden Schritt vor, wagte aber noch nicht, denselben zu machen.

Plötzlich wandte er sich zu Grzegorzewicz um und begann mit seiner gewöhnlichen Naivetät: „Wissen Sie was? Ich bin in der Blüthe der Jahre. Eins läßt sich mit dem Andern verbinden . . . . Wie wär' es, wenn ich heirathete?"

Der Plenipotent, welcher nicht wußte, daß die Sache schon fest beschlossen war, hatte zwar Nichts einzuwenden, er wünschte nur, Drabczewski möchte es sich noch ein wenig überlegen.

Es stellte sich aber bald heraus, daß er bereits seinen Antrag gemacht hatte — Fräulein Angela hatte ihn dankbar angenommen.

Der alte Reisegenosse war nicht sehr erbaut von diesem Abschluß; er kehrte heim nach Stepan und brachte dem Kanonikus seinen Koffer wieder. Die Nachricht über diese improvisirte Heirath Drabczewski's setzte Alle, welche den Aermsten kannten, in Erstaunen.

Das mußte man hören, wenn der brave Grzegorzewicz in humoristischer Weise erzählte, wie diese sonderbare Ehe sich allmälig entwickelte, wie die arme Fliege von der Spinne umgarnt wurde, wie der Philosoph sich seiner Schwäche schämte und — ihr unterlag.

Grzegorzewicz ahmte die Miene und den Tonfall Drabczewski's nach und wiederholte höchst ergötzlich immer wieder: „Was ist ein Weib?"

Wir lachten, bedauerten ihn, vergaßen ihn endlich, wie man Alles in der Welt vergißt.

Es verging ein Jahr und mehr. Da brach dem Kanonikus, als er von einem Kranken heimkehrte, auf dem schlechten Wege, der hier nichts Seltenes ist, ein Rad.

Er war genöthigt, den Knecht und den Wagen fahren zu lassen und irgendwo einen neuen zu suchen, der ihn nach Stepan bringen sollte. Jenes alte Häuschen, wo einst Drabczewski gewohnt hatte, von dem man lange Nichts gehört hatte, war das nächst gelegene.

Der Kanonikus lenkte seine Schritte auf dieses Häuschen, aber wie erstaunte er, nein, wie ward er starr, als er im Vorraum in schmutzigem Lederrock, die Pfeife im Munde, Drabczewski erblickte. Er schien beim Anblick des Kanonikus Reißaus nehmen zu wollen, aber es war schon zu spät.

Der Geistliche vergaß sogar sein gebrochenes Rad, als er ihn sah.

„Jesus, Maria! wie kommen Sie hier her?" rief er.

Sprachlos, gesenkten Hauptes, beschämt stand der Philosoph da und versuchte zu stammeln.

„Sind Sie schon lange von Warschau zurück?"

„Schon ein halbes Jahr."

„Und Ihre Frau . . . ."

Drabczewski schwieg. Endlich überwand er sich und faßte Muth. Er erhob mit einer kühnen Wendung den Kopf.

„Was soll ich Ihnen erst lange Auseinandersetzungen machen!" rief er. „Sie wollte rechts, ich wollte links . . . . ich habe ihr Alles, wie es sich gehörte, gegeben; ich brauche Nichts . . . . mir ist hier wohl." Er fing an zu stottern.

„Sehen Sie, lieber Kanonikus, wer kann ergründen, was das heißt: ein Weib?"

Er streckte den Arm in die Höhe und schüttelte den Kopf.

„Nun, was denn? Konntet Ihr nicht mit einander fertig werden? Streit — Zank?"

„Gott bewahre! Wo denkt Ihr hin! Sie ist die beste Frau von der Welt," sagte Drabczewski, „aber ich konnte mich an dieses Leben nicht gewöhnen. Das schwatzte und quatschte mir die Ohren voll von Morgens bis Abends, daß man nicht denken konnte." Er schlug mit dem Finger gegen die Stirn.

„Und wenn der Mensch nicht denkt, was ist er werth? ein Vieh ist er . . . ."

„Aber um Himmelswillen, Sie hätten das überlegen müssen, ehe Sie heiratheten," sagte der Kanonikus. „Haben Sie einmal eine Ehe geschlossen, so ist es Ihre Pflicht, bei Ihrer Frau zu leben."

„Ich bitte Sie, Herr Kanonikus," rief Drabczewski lebhaft, „ihr ist das ja ganz gleich. Ich sprach mit ihr über das Wesen, über Sein und Werden, über Kraft und Stoff . . . . Sie beginnt mir eines Tages von Stoff — ob gestreift oder geblümt! Und kaum hatte ich ihr den Mund geschlossen, geht's wieder los über den Preis des Brotes, über getrocknete Pilze, dumpfe Eier und so stundenlang . . . Ich sage Ihnen, Herr Kanonikus, ich konnte nicht denken. Ich küßte sie also auf die Stirn und sagte: „Liebes Kind, ich störe Dich, ich werde zurückkehren in meine Hütte." Anfangs machte sie Lärm, als ich ihr aber auseinandersetzte, daß ihr kein Unrecht geschehen solle, daß ich ihr Alles lassen würde . . . . weinte sie ein wenig und gab sich zufrieden."

Der Kanonikus schüttelte den Kopf . . . .

Drabczewski kehrte nie mehr zu seiner Frau zurück, und von seinem Warschauer Leben ist ihm nur das Eine geblieben, daß er öfter die Frage im Munde führte:

„Ich bitte Sie, wissen Sie, was das heißt: ein Weib!"

Dawison, Devrient und Lüttichau.

Ein Szene von Josef Lewinsky.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren bekanntlich keine guten Freunde, die beiden Erstgenannten, in ihrer Stellung am Dresdener Hoftheater. Nach einem Renkontre mit Laube war der heißblütige Pole vom Wiener Burgtheater nach Elb-Florenz gekommen und nichts Geringeres plante er, als seinen berühmten Rivalen Emil Devrient „todt" zu machen. Wenn es Dawison auch nicht gelang, den in der Gunst des Publikums festsitzenden Kunstgenossen aus dem Sattel zu heben, so erreichte er doch durch die Macht seines Talents, daß diese Gunst auch ihm in reichem Maße zu Theil wurde; denn frisches Leben kam durch ihn in die Einförmigkeit des Repertoirs. Stücke, die wegen Mangel eines geeigneten Vertreters der Hauptrollen nicht gegeben werden konnten, kamen wieder zur Aufführung. Novitäten gelangten durch ihn zur erfolgreichen Darstellung und das klassische Repertoir fand in Dawison die tüchtigste Stütze. Kein Wunder, daß er die Intendanz, das Theater und das Publikum beherrschte. Kein Wunder auch, daß er durch seine etwas gewaltsame Art mit dem aristokratisch-vornehmen, einer idealen Kunstanschauung huldigenden Devrient öfter in Konflikt gerieth und diesen namentlich in Stücken, in denen sie gemeinsam wirken mußten, in Aufregung versetzte.

Daß der Intendant des Dresdener Hoftheaters, Herr von Lüttichau, diesen verschieden gearteten, doch gleichbedeutenden Künstlern gegenüber eine schwierige Stellung hatte, wird man begreiflich finden. Da gab es fortwährend zu besänftigen, zu schlichten und die nicht immer aus den lautersten Motiven hervorgehenden Ansprüche möglichst zu befriedigen. Eine jener „Szenen", wie sie sich zwischen den drei Genannten öfter abspielten, mag nach den Mittheilungen eines glaubwürdigen Zeugen in Folgendem geschildert werden.

„Don Carlos" war einst zur Aufführung bestimmt und Dawison sollte zum ersten Mal in Dresden an der Seite Devrients, der den Marquis Posa — eine seiner Glanzrollen — gab, den König Philipp spielen. In der Probe der großen Szene zwischen Posa und Philipp glaubte Devrient bei seinem Partner einen Mangel an Theilnahme wahrzunehmen, der ihm den gewohnten Erfolg in Frage zu stellen schien. An einem hohen Sekretär saß König—Dawison in seinem Kabinet, in den vor ihm ausgebreiteten Papieren blätternd, die Worte seiner Rolle ohne rechte Bewegung sprechend und während der ganzen Szene Jenem den Rücken zuwendend. In der Voraussetzung, daß Dawison seine Rolle jetzt blos „markire", daß sein Verhalten vielleicht der Ausfluß einer augenblicklichen üblen Laune sei, die in der Aufführung einem der Situation angemesseneren Spiel weichen werde, beruhigte sich Devrient indessen.

Der Abend kam aber und Dawison verhielt sich in der genannten Szene genau so wie in der Probe.

In tiefster Entrüstung begab sich Devrient also am folgenden Morgen zum Herrn von Lüttichau, um über Dawison Klage zu führen.

„Ich muß dringend bitten, Exzellenz," sagte er in seinem näselnden Tone, „daß Sie der Ueberhebung dieses Dawison ein Ziel setzen. Es wird mir immer weniger möglich, mit ihm zusammen zu spielen. Haben Sie es gesehen, wie er gestern während unserer großen Szene fortwährend in seinen Papieren geblättert und mir den Rücken zugewendet hat? Das war ja ein unerhörtes Spiel! Dieser Mensch hat mir die ganze Szene verdorben!"

„Ja, pester Herr Tevrient, 'sist mer auch aufgefallen," erwiderte Herr von Lüttichau in seinem prononzirt sächsischen Dialekte, „s war kewiß sehr unrecht vom Tawison. Na, peruhigen Se sich nur, ich werd'n schon zurechtsetzen."

Devrient empfahl sich; als er aber im Begriffe stand, das Vorzimmer der Intendanz zu verlassen, erschien Dawison, der wohl Lunte gerochen und die Absicht seines Gegners durchkreuzen wollte, auf der Bildfläche.

„Hären Se, lieper Tawison," empfing ihn der Intendant, indem er sich in die Brust warf und eine höchst würdevolle Miene aufsteckte, „hären Se, der Tevrient hat sich eben pitter über Sie peklagt, daß Sie ihm kestern die kanze Szene vertorben hätten, Sie haben, meint er, immer zu in Ihren Papieren rumgemudelt und ihm den Rücken zugekehrt. Sähn Se, lieper Tawison, das war gar nicht schön von Ihnen."

„Nun, Exzellenz," versetzte Dawison mit seiner scharfen, gleichfalls nasalen Stimme, „wenn Herr Devrient nicht Komödie spielen kann, dann thut es mir leid. Ich kann es gottlob und ich bin so eigensinnig zu glauben, daß ich die Szene richtig aufgefaßt habe. So und nicht anders habe ich mich als König zu benehmen. Wie verhält sich denn unser König, wenn Ew. Exzellenz ihm Vortrag halten, wie? Nun, Sr. Majestät sitzt am Schreibtisch und arbeitet ruhig weiter, während Exzellenz hinter ihm stehend, ihm Ihre Mittheilungen machen. Ist es so?"

„Ja, wahrhaftig, da haben Se eigentlich Recht, lieper Tawison," rief der Intendant, der im Grunde mehr Sympathie für Dawison als für Devrient hatte, „weeß Kott, kenau so machts der König. Daran hab' ich wirklich nicht kleich kedacht . . ."

Dawison ging triumphirend fort und Devrient, der im Vorzimmer auf seinen Abgang gewartet hatte, trat wieder ein beim Intendanten.

„Nun Exzellenz," sagte er, „was hat dieser Mensch zu seiner Vertheidigung anführen können? Gewiß nichts Triftiges. Sie haben ihm doch hoffentlich den Standpunkt klar gemacht?"

„Hären Se, pester Herr Tevrient," entgegnete der Intendant, „das was der Tawison da vorgepracht hat, hat wirklich Hand und Fuß. Er hat mich nämlich darauf aufmerksam kemacht, daß unser König, wenn ich ihm Vortrag halte, auch so in seinen Papieren kramt und mir'n Rücken zukehrt, sähn Se, kenau so wie kestern der Tawison . . . ."

„So? Nun Exzellenz," rief Devrient, dessen Künstlerstolz sich auflehnte, „wenn Sie sich eine derartige Behandlung vom Könige gefallen lassen, dann ist dies Ihre Sache. Ich lasse mir eine solche weder von Sr. Majestät dem Könige, noch von Sr. Majestät dem Herrn Dawison gefallen. Adieu!"

Mit offenem Munde blickte der Intendant dem Fortstürmenden nach.

Ob er ihm wohl Recht gab? Sicher ist, daß Dawison, trotz seiner naturgetreuen Kopie kein „Könıg", Herr von Lüttichau aber auch kein — Posa war.

Von den Annehmlichkeiten eines Aufenthalts in Afrika. Die „Tribuna" veröffentlicht einen interessanten Brief des jungen italienischen Afrikareisenden Attilio Pecile, welcher sich jetzt in Nghimi, Südafrika, aufhält. Die sieben Plagen Afrikas sind nach jenem Briefe diese: 1) Stechmücken, gegen die man sich in der Nacht durch Vorhänge einigermaßen schützt. 2) Kleine, fast unsichtbare Fliegen, welche den Menschen am Morgen und Abend durch schmerzhafte Stiche plagen. Diese kleinen Ungethüme heißen Furu. 3) Scabies, eine Plage, die man sich durch Zusammensein mit Negern zuzieht. 4) Kleine Springungeziefer, welche sich in die Haut, am liebsten unter den Nägeln der Füße hineinbohren und dort Eier legen. Jeden Abend muß man seine Füße besehen und diese Brutnester herausziehen. 5) Lästiger Hautausschlag, der Wunden verursacht und oft am Gehen hindert. 6) Das Fieber, welches leicht wiederkehrt, trotz Chinin und anderer Mittel. 7) Giftige Schlangen, Tausendfüßler, Skorpione 2c., dazu endlich rothe Ameisen, die oft des Nachts in's Haus kriechen und die armen Bewohner sofort zur Flucht nöthigen.

Spekulation. Als nach der Hinrichtung Karls I. von England die bronzene Bildsäule desselben an den Meistbietenden verkauft wurde, erstand sie ein Messerschmied und verfertigte nun Messer mit bronzenem Griff vom Metall der Bildsäule. Der Preis war hoch und der Absatz so bedeutend, daß auch 20 Bildsäulen nicht hingereicht haben würden, die Griffe zu den verkauften Messern anzufertigen. — Als aber 10 Jahre später des Hingerichteten Sohn, Karl II., auf den englischen Thron gelangte, brachte der schlaue Messerschmied seine bis dato vergrabene Bildsäule zum Vorschein und verkaufte sie für eine sehr bedeutende Summe an den König. Sie steht noch jetzt zu Charing-Croß.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.